

Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung

Protokoll der Sitzung vom 18. November 2011

An der **72. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft nahmen folgende Personen teil:

Baumgartner (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Beßler (Agraring), Burger-Scheidlin (Umweltdachverband Netzwerk Land), Ettmann (AG Vojvodina), Göttl (BMLFUW Abt. II/5), Groier (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Herzog (Universität Wien, Institut für Internationale Entwicklung), Kaufmann (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft), Kolland (Universität Wien, Institut für Soziologie), Korzensky (Universität Wien, Institut für Soziologie), Kroismayr (BOaS Büro für die Organisation angewandter Sozialforschung), Machold (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Mitterstöger (Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, Abt. Landentwicklung), Moser (Universität für Bodenkultur), Oedl-Wieser (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Pevetz (ehem. Bundesanstalt für Agrarwirtschaft), Segert (IHS Institut für Höhere Studien), Tunst-Kamleitner (Universität für Bodenkultur), Wagner-Alt (Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik), Wieser (Universität Wien, Institut für Soziologie), Wiesinger (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Zeller (Universität München, Institut für Soziologie)

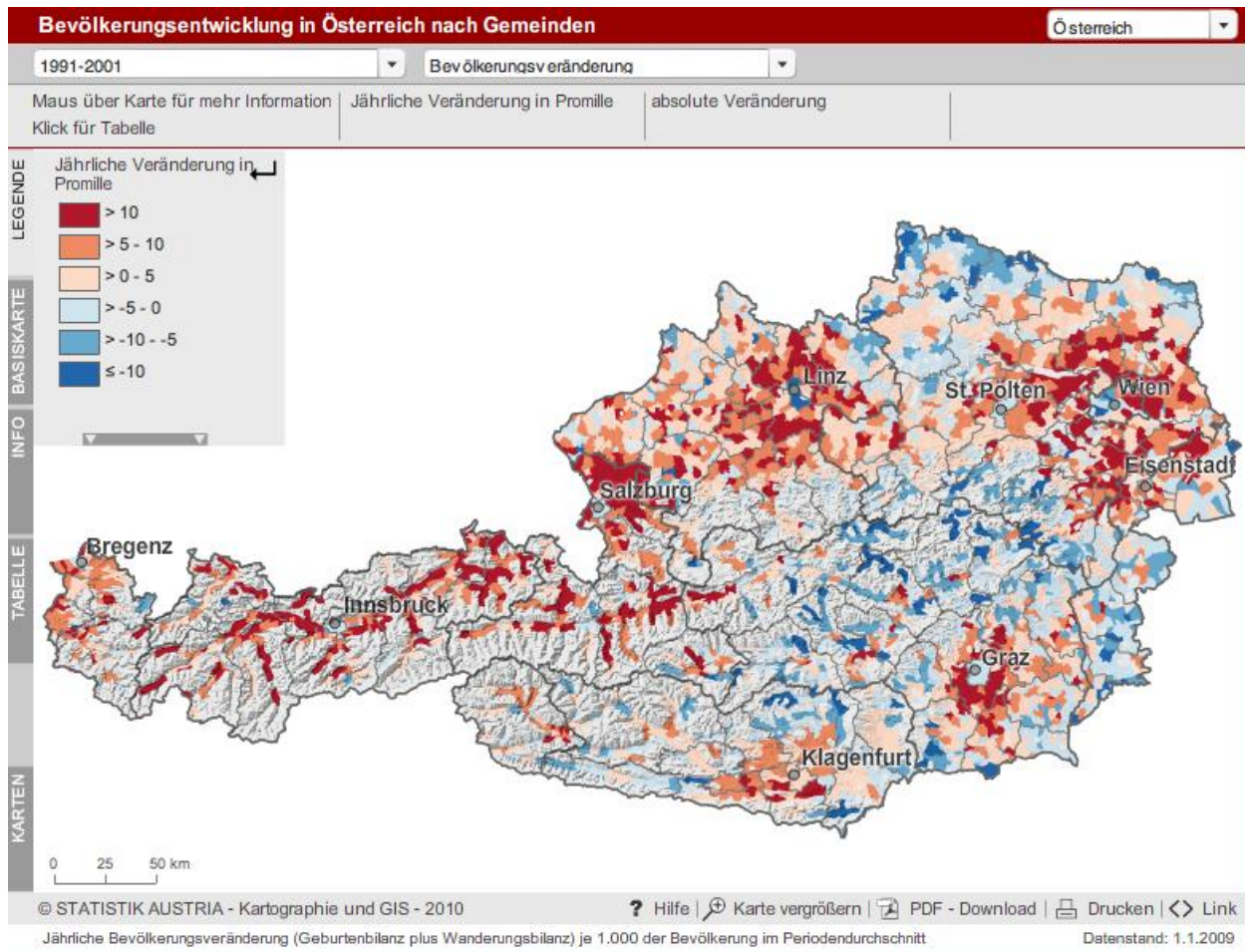
Entschuldigungen ergingen von:

Aschenbrenner, Baum, Berlakovich, Danhel, Eigelsreiter-Jashari, T. Fischer, Glatzl, Gmeiner, Haase, Haubenhofer, Heistingner, B. Hofer, Hoppichler, Langthaler, Larcher, Loibl, H. Moravec, E. Quendler, Pass, Pernkopf, Ralsler, Rossier, Štastný, Strahl, Vogel, Wogowitsch, Wohlmeyer, Ziebermayr, Zsilincsar

Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft **Wieser** begrüßt alle Anwesenden und eröffnet die Sitzung.

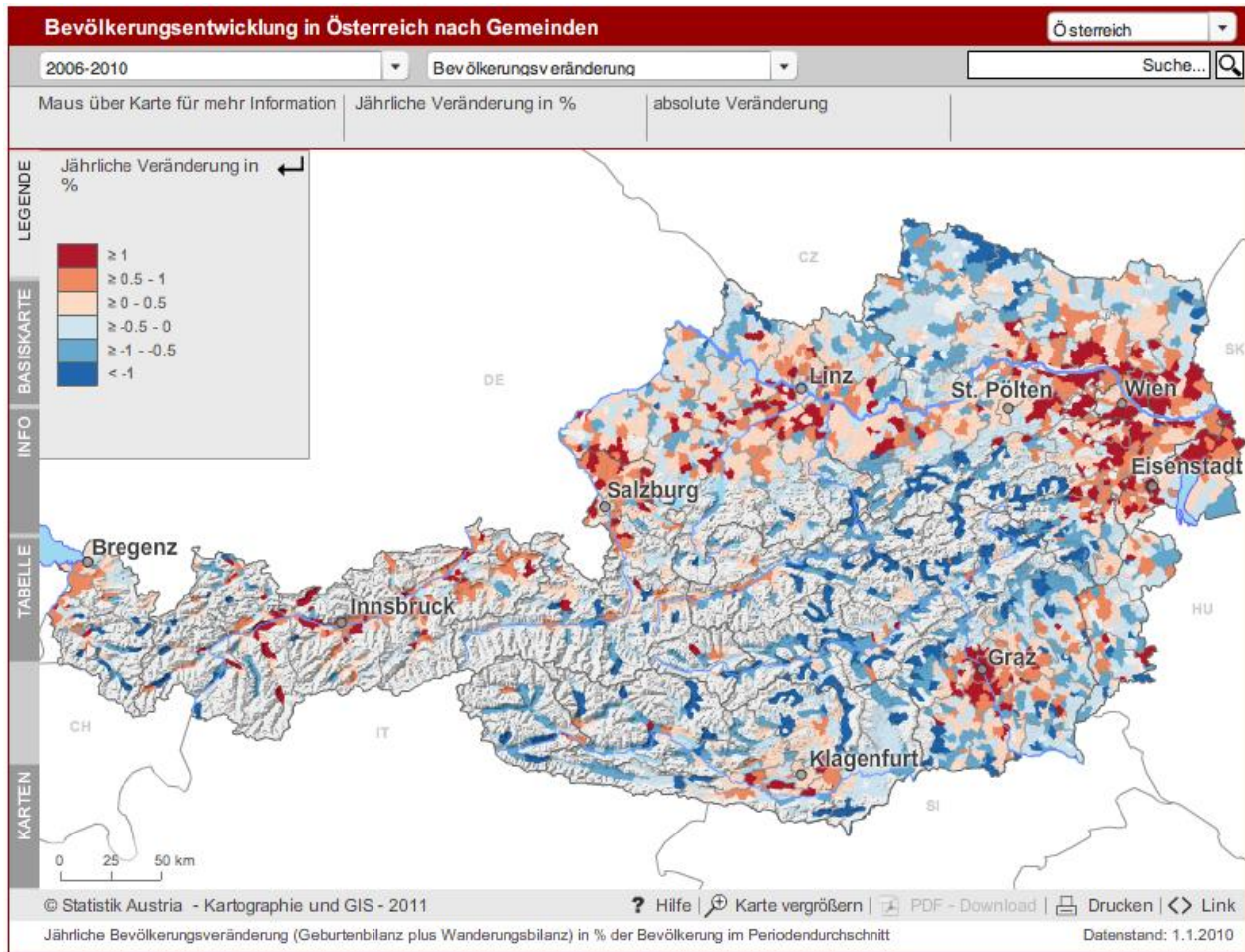
Der erste Vortrag von **Sigrid Kroismayr** vom Büro für die Organisation angewandter Sozialforschung (BOaS) mit dem Titel „*Sozialkapital-Aktionsforschung – ein Instrument für die ländliche Entwicklung*“ geht der Frage nach werden, inwieweit die Sozialkapital-Aktionsforschung ein geeignetes wissenschaftliches Instrument ist, um einen Beitrag zur Erhaltung und Sicherung des ländlichen Raumes zu leisten. Die Referentin geht darauf ein, dass der ländliche Raum aufgrund verschiedener Entwicklungen von Marginalisierung bedroht ist, und die wirtschaftlichen und kulturellen Lebensbedingungen am Land sich verschlechtern. Dies wird anhand der Entwicklung der Bevölkerungszahlen in den letzten zwei Jahrzehnten veranschaulicht.

Die folgende Grafik der Statistik Austria zeigt die Bevölkerungsveränderung zwischen 1991 und 2001. Darin inbegriffen ist sowohl die Geburtenbilanz, d.h. der Saldo der geborenen und gestorbenen Menschen, als auch die Wanderungsbilanz, d.h. der Saldo von Zuwanderung und Abwanderung.



Dabei zeigen sich Bevölkerungszuwächse v.a. im Umkreis der größeren Städte, während Graz, Linz und Salzburg selber eher Bevölkerungsrückgänge zu verzeichnen haben. In Wien ist die Entwicklung je nach den einzelnen Stadtbezirken unterschiedlich. Von Bevölkerungsrückgängen sind insbesondere die Steiermark, da v.a. die Region Liezen sowie die westliche und östliche Obersteiermark, aber auch Teile von Unterkärnten, Mittel- und Südburgenland sowie die Grenzregion zu Tschechien im Waldviertel betroffen.

Die folgende Karte zeigt, dass sich der Bevölkerungsrückgang zwischen 2006 und 2010 stark ausgebreitet hat. Es gibt wesentlich weniger rote Flächen, die einen Anstieg anzeigen. Der Anteil der blauen Felder, die einen Rückgang bedeuten, hat sich hingegen massiv ausgeweitet. Im Gegensatz zur Entwicklung zwischen 1991 und 2001 ist es in den größeren Städten wie Wien, Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck zu einem Anstieg der EinwohnerInnenzahlen gekommen. Gerade Wien und das Wiener Umland verzeichnen eine sehr starke Zunahme der Bevölkerung. Die leichten Bevölkerungszuwächse in Vorarlberg gehen ausschließlich auf den Geburtenüberschuss zurück, während die Zuwächse im Burgenland auf Zuwanderung zurück zu führen sind. Die negative Geburtenbilanz konnte dort durch Zuwanderung mehr als ausgeglichen werden. Der Bevölkerungsanstieg in Wien geht ebenfalls ausschließlich auf Zuwanderung zurück, auf Zuwanderung sowohl aus dem Ausland, als auch aus den Bundesländern.



Die Karte offenbart eine fortschreitende Ausdünnung des ländlichen Raumes. Die Ursachen dafür sind komplex und je nach Region verschieden. Allerdings lassen sich gewisse allgemeine Trends aufzeigen, von denen drei herausgehoben werden sollen. Einer davon ist eine allgemein *niedrige Geburtenrate* in Österreich, die mit einer Kinderzahl von 1,4 pro Frau deutlich unter dem EU-17 Durchschnitt von 1,64 liegt. Als weiterer Faktor ist die *Mobilität* zu nennen. Immer mehr Menschen wandern vom Land in die Stadt ab, weil sie dort mehr Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten finden. Dies trägt zu einer zunehmenden *Urbanisierung* bei. Darunter versteht man die Ausbreitung städtischer Lebensformen. Die Urbanisierung kann entweder darin bestehen, dass die Städte selber wachsen, was man als *physische Urbanisierung* bezeichnet. Im Gegensatz dazu unterscheidet man die *funktionale Urbanisierung*, die mit einer Ausbreitung städtischer Lebensformen rund um das Umland der Städte erfolgt. Mit Blick auf die Karte zeigt sich für Österreich derzeit sowohl ein Trend zur physischen und funktionalen Urbanisierung.

Auf die Ausgangsfrage zurückkommend „Was kann Sozialkapital-Aktionsforschung beitragen, damit es zu einer Stärkung und Aktivierung des ländlichen Raumes kommt?“ wird zunächst der Frage nachgegangen, was unter dem Begriff *Sozialkapital* zu verstehen ist, und wie Sozialkapital gemessen wird. Anschließend wird der Begriff der *Aktionsforschung* anhand eines Beispiels aus der Forschungspraxis erläutert. Aus den Ergebnissen dieser Studie werden dann Schlussfolgerungen gezogen, um die Ausgangsfrage zu beantworten.

Der Begriff *Sozialkapital* setzt sich aus zwei Wörtern zusammen, die eigentlich im Widerspruch zu stehen scheinen. Das Wort „sozial“ wird mit Mitmenschlichkeit, menschlicher Wärme und Nähe assoziiert, während das Wort „Kapital“ einen Zahl- und Geldwert ausdrückt. Um die beiden Begriffe zu verbinden, ist es notwendig, den Begriff *Kapital* in einem weniger geläufigen Sinn zu verstehen. *Lyda Judson Hanifan*

(1916) hat dies wahrscheinlich als erster in einer wissenschaftlichen Publikation getan. Er versteht unter Sozialkapital jene „greifbaren Güter, die im Alltagsleben der Menschen am meisten zählen. Darunter fallen Bereitwilligkeit, Kameradschaft, Sympathie und soziale Begegnungen zwischen den Individuen und Familien, aus denen sich eine gesellschaftliche Einheit zusammensetzt.“ Bei Sozialkapital handelt es sich also um soziale Beziehungen und gemeinsame Wertvorstellungen bzw. Übereinkünfte innerhalb einer Gemeinschaft, die es dem einzelnen als auch der Gruppe ermöglichen, einander zu vertrauen und folglich miteinander zu kooperieren. Obwohl *Hanifan* den Begriff Sozialkapital bereits 1916 verwendete, wurde er erst ab der Jahrtausendwende so richtig populär und fand Eingang in die Wissenschaften. Zu seiner Verbreitung hat v.a. *Robert Putnam* beigetragen. In seiner 2000 veröffentlichten Studie *Bowling Alone - The Collaps and Revival of American Community* vertritt Putnam die Ansicht, dass der Gemeinschaftssinn, d.h. das Sozialkapital der US-Amerikaner mit zunehmendem Wohlstand geschwunden ist, da die Menschen immer mehr Zeit im Büro, bei der Fahrt zur Arbeit oder alleine vor dem Fernseher verbringen. Daher haben sie immer weniger Zeit, sich ehrenamtlich zu engagieren, sich in Gemeindegruppen zu beteiligen, auch weniger Zeit für Begegnungen mit Nachbarn und Freunden, ja sogar für die eigene Familie. Dieses „Alleine Kegel“ (*Bowling Alone*) dient *Putnam* als Symbol für die zunehmende Vereinzelung der US-Amerikaner. Internationale Organisationen wie die *Weltbank* oder *OECD* begannen sich zu jener Zeit, als *Putnam* seine Studie publizierte, ebenfalls für Sozialkapital zu interessieren. Bei der *OECD* liegt der Schwerpunkt auf dem Zusammenhang von Humankapital und Sozialkapital. Es bestand die Absicht, das Humankapital durch das Sozialkapital zu steigern. In weiterer Folge war damit die Erwartung verknüpft, durch die Vermehrung des Humankapitals ein Wachstum der Wirtschaftsleistung zu erzielen. Ursprünglich wollte man wie bei *PISA* Sozialkapital international vergleichend messen. Auf dieses Bestreben geht auch der Forschungsschwerpunkt des *BOaS* zurück, weil deren Leiter *Prof. Ernst Gehringer* von der damaligen Bildungsministerin *Elisabeth Gehringer* beauftragt wurde, Österreich in dem von der *OECD* gestarteten Programm *Measuring Social Capital* zu vertreten. Dieses Unterfangen wurde jedoch von der *OECD* nicht realisiert, u.a. deswegen nicht, weil es zu große Bedenken gab, ob man mit denselben Fragen zu den sozialen Beziehungen und Bindungen in so verschiedenen Ländern wie Mexiko, Finnland oder Japan auch das Gleiche messen könnte. Während gegenwärtig die *OECD* Sozialkapital nicht mehr auf ihrer Agenda stehen hat, ist die *Weltbank* nach wie vor in diesem Forschungsbereich aktiv. Das Engagement der *Weltbank* in Bezug auf das Sozialkapital ist u.a. direkt auf den ländlichen Raum gerichtet. Der Fokus der *Weltbank* liegt jedoch nicht auf den Industriestaaten, sondern auf den Entwicklungsländern. Man geht davon aus, dass die Gemeinschaftsfähigkeit einer Gruppe und Mechanismen menschlicher Kooperation einen positiven Effekt auf die wirtschaftlichen Aktivitäten haben und damit einen Beitrag zur Reduktion von Armut leisten können.

Nach diesem Überblick leitet die Referentin zu der Frage über, wie Sozialkapital gemessen wird. Hier werden grundsätzlich drei Ebenen unterschieden: die Mikro-, Meso- und die Makro-Ebene. Die Mikro-Ebene umfasst jene Personen, zu denen man ein sehr enges und vertrauensvolles Verhältnis hat. Dazu zählen die Familie und der engere Freundeskreis. Hier wird gefragt, wie viele solcher sehr engen und vertrauensvollen Beziehungen man hat und wo sich diese befinden. In derselben Weise geht man auch bei der Erfassung der Meso-Ebene vor. Dies ist jener Personenkreis, den man gemeinhin als Bekanntenkreis bezeichnet. Das sind Personen, die man zwar kennt, die einem aber nicht so nahe stehen. Auf der Meso-Ebene wird weiters die Mitgliedschaft und das Engagement in Organisationen und Vereinen sowie die ehrenamtliche Tätigkeit erfasst. Mit der Makro-Ebene wird die Werteebene angesprochen. Gemeinsame Normen und Werte sind gemeinschaftsstiftend und für gemeinsames Handeln wesentlich. Es wird danach gefragt, was den Menschen im Leben wichtig ist, wie sehr sie sich mit etwas identifizieren und mit welchen Idealen sie sich gefühlsmäßig besonders verbunden fühlen. Die Referentin hebt hervor, dass bei einer Sozialkapital-Studie der Fragebogen an die jeweilige Untersuchungsgruppe immer angepasst werden muss. Bei Befragungen in Gemeinden wird z.B. auch erhoben, ob die BewohnerInnen ihren diversen Tätigkeiten eher innerhalb oder außerhalb der Gemeinde nachgehen, also wo der Schwerpunkt

ihrer sozialen Netzwerke liegt.

Die *Aktionsforschung* bzw. *Action Research* geht auf den US-Amerikaner *Kurt Lewin* zurück, der diesen Begriff Mitte der 1940er geprägt und ihn im Zusammenhang mit der Erforschung sozialer Innovationen und der damit verbundenen Veränderung verwendet hat. In ganz ähnlicher Weise wird der Begriff auch im Zusammenhang der Sozialkapital-Forschung verstanden. Es geht darum, die Wirkungen sozialer Innovationen bzw. sozialer Maßnahmen in einer Gemeinschaft zu erheben. Wie läuft dies nun idealerweise ab? Erste Bedingung ist, dass alle Personen einer Gemeinschaft die Möglichkeit haben den Fragebogen auszufüllen. Ein weiteres Charakteristikum ist, dass die TeilnehmerInnen an der Befragung auch eine Rückmeldung über die Ergebnisse bekommen. Meist findet dies im Rahmen einer Veranstaltung statt. Hier bietet sich auch gleich eine erste Gelegenheit, die Ergebnisse zu diskutieren und Ideen einzubringen, welche Maßnahmen ergriffen werden könnten, um problematischen Entwicklungen und Tendenzen entgegenzusteuern. Sozialkapital-Aktionsforschung ist ein Ansatz, der versucht eine öffentliche Diskussion über Problemlagen in einer Gemeinschaft in Gang zu bringen. Die Entscheidungen über Maßnahmen trifft die Gemeinde selbst. Nach einer gegebenen Zeit wird eine Wiederholungs-Befragung durchgeführt, um zu sehen, wie die Maßnahmen gewirkt haben. Das kann wieder der Ausgangspunkt sein für neuerliche Diskussionen und das Setzen neuerlicher Maßnahmen. Eine solche Sozialkapital-Aktionsforschung, bei denen es zumindest zwei Erhebungen gegeben hat, wurde in der oberösterreichischen *Gemeinde Auberg* im Oberen Mühlviertel im Bezirk Rohrbach durchgeführt.

Zunächst zu den soziodemographischen Merkmalen: In Hinblick auf die Bevölkerungsentwicklung kam es in Auberg zwischen 2001 und 2011 zu einem kontinuierlichen Anstieg der Bevölkerung von 535 auf 589 EinwohnerInnen. In Bezug auf die Altersstruktur zeigt sich, dass der Anteil der bis 14-Jährigen (20%) über dem österreichischen Durchschnitt (15%) liegt. Bei Auberg handelt es sich folglich um eine junge Gemeinde. In Bezug auf die Bildung ist zu sagen, dass nur 8% der AubergerInnen über eine höhere Bildung (Matura, Hochschul- und Universitätsabschluss) verfügen. Das Bildungsniveau liegt daher deutlich unter dem österreichischen Durchschnitt von 22%. In Auberg überwiegen traditionelle Formen der Familienbindungen. Der Anteil an Lebensgemeinschaften und Alleinerzieherinnen (7%) ist um die Hälfte niedriger als im österreichischen Durchschnitt (14%). Bei der Bevölkerung handelt es sich auch um eine sehr homogene Gruppe was die ethnische Zusammensetzung betrifft. Nur 3% der EinwohnerInnen von Auberg weisen einen Migrationshintergrund auf. In Bezug auf die Erwerbstätigkeit lässt sich sagen, dass 66% der AubergerInnen pendeln. Ein Drittel der Beschäftigten pendelt nach Linz, was bedeutet, dass diese Personen zweimal täglich eine Fahrzeit von 40-45 Minuten zur Arbeit und wieder zurück in Kauf nehmen.

Die erste Erhebung in Auberg fand im Frühjahr 2004 statt und wurde als Teil der Studie „*Sozialkapital im ländlichen Raum*“ (Gehmacher/Palt 2004) im Auftrag des *Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (BMLFUW)* durchgeführt. Die zweite Befragung fand im Frühjahr 2008 mit Unterstützung der *Oberösterreichischen Akademie für Umwelt und Natur* statt. An der ersten Erhebung nahmen 331 AubergerInnen teil, was einer Beteiligung von 62% entspricht. An der zweiten Erhebung vier Jahre später nahmen immerhin auch 150 Personen teil, was einer Beteiligung von 27% entspricht. In der folgenden Tabelle werden die Ergebnisse der Frage dargestellt, wo sich der zeitliche Schwerpunkt verschiedener Lebensbereiche der AubergerInnen befindet, d.h. ob dieser eher in der Gemeinde oder eher außerhalb liegt. Dabei zeigt sich, dass bei der zweiten Befragung in Bezug auf die Familie der Anteil jener, der viel Zeit in der Familie und in der Gemeinde verbringt, von 63% auf 78% gestiegen ist. Umgekehrte Tendenzen lassen sich hingegen bei den Freizeitaktivitäten in den Bereichen Geselligkeit, Vereine, Klubs, Sport, Kunst, Musik, Tanz, Religion und Spiritualität feststellen. Hier ist der Anteil, der sich bei diesen Aktivitäten außerhalb der Gemeinde befindet im Untersuchungszeitraum gestiegen. Es herrscht also ein reger Kontakt zu den Nachbargemeinden. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass der Kontakt zu Freunden und Bekannten außerhalb der Gemeinden ebenfalls um 8% zugenommen hat.

Ausgewählte Ergebnisse der Sozialkapital-Erhebung in der Gemeinde Auberg 2004 (N=331) und 2008 (N=150)

Tabelle 3: Zeitverwendung („viel Zeit“ in Prozent)

Gemeinde	Gesamt		in der Gemeinde		außerhalb	
	2004	2008	2004	2008	2004	2008
Familie/Verwandte	84	93	63	78	31	25
Freunde/Bekannte	77	77	43	35	42	50
Geselligkeit	54	59	26	28	34	37
Vereine/Klubs	42	43	25	20	18	24
Sport	32	33	19	14	16	21
Kunst, Musik, Tanz	23	29	07	05	17	25
Religion/Spiritualität	29	41	09	09	20	32
Politische Aktivitäten	11	10	08	09	03	02

Quelle: BOAS

Dies tut aber dem Selbstverständnis, sich als Auburger/Aubegerin zu fühlen, keinen Abbruch. Im Gegenteil, bei der zweiten Befragung ist der Anteil jener, die gesagt haben, dass sie sich als AuburgerInnen sehen, um 6% gestiegen, während der Anteil jener, die sich als MühlviertlerInnen, OberösterreicherInnen, ÖsterreicherInnen oder EuropäerInnen sehen, gesunken ist.

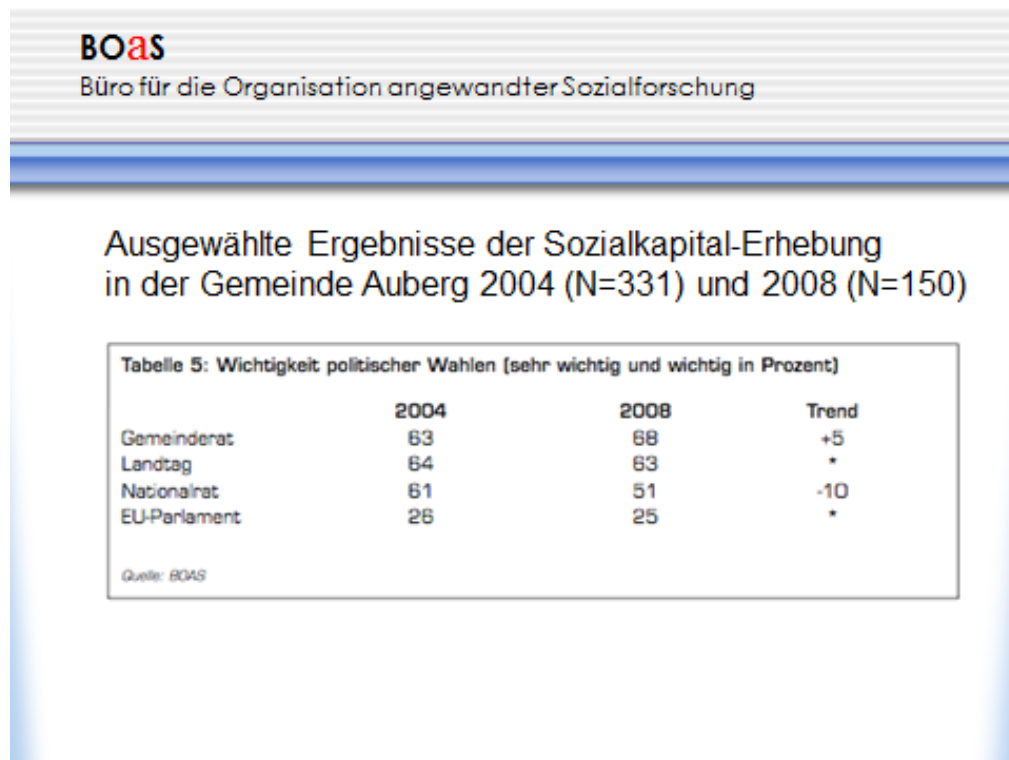
Ausgewählte Ergebnisse der Sozialkapital-Erhebung in der Gemeinde Auberg 2004 (N=331) und 2008 (N=150)

Tabelle 4: Identifikation („sehr stark und stark in Prozent)

Sehen sich selbst als ...	2004	2008	Trend
Auburger	62	68	+6
Mühlviertler	84	77	-7
Oberösterreicher	84	75	-9
Österreicher	86	77	-9
Europäer	60	52	-8

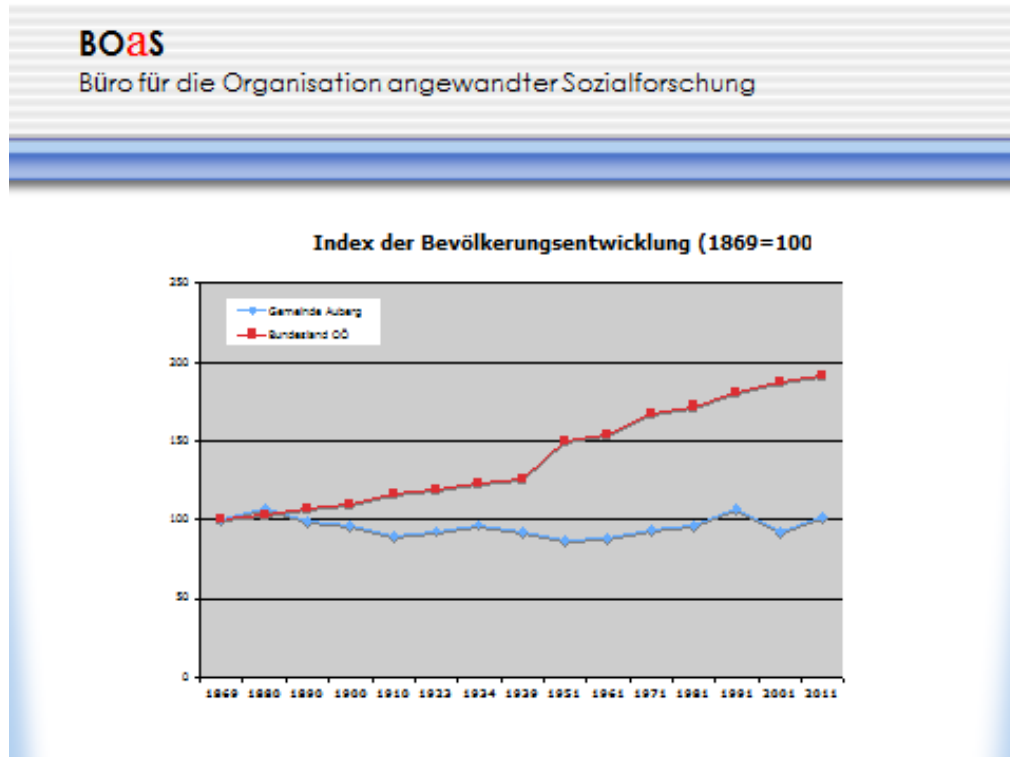
Quelle: BOAS

Ein ähnlicher Trend lässt sich auch bei der Bedeutung der politischen Wahl ablesen. Während die Wichtigkeit der Nationalratswahl um 10% abgenommen hat, ist die Bedeutung der Gemeinderatswahl um 5% gestiegen.



Interessant an den Ergebnissen der Auberger Studie ist, dass der Zusammenhalt in der Gemeinde keineswegs unter den regen Kontakten zu den Nachbargemeinden leidet. Die Öffnung zu anderen Gemeinden hat in Auberg eine längere Tradition. Das rührt vor allem daher, dass Auberg keine eigene Pfarre hat. Ein Teil der AubergerInnen geht in die benachbarte Gemeinde *Haslach* zur Kirche, ein anderer in die Nachbargemeinde *St. Peter am Wimberg*. Damit verbunden sind auch andere Aktivitäten, die dann außerhalb der Gemeinde stattfinden, wie z.B. das Engagement in der Musikkapelle.

Wenn man die Ergebnisse nun in einen erweiterten Kontext stellt, dann ist die Entwicklung der Gemeinde Auberg durchaus bemerkenswert. Wie schon erwähnt, weist sie seit 2001 ein kontinuierliches Bevölkerungswachstum auf. Das war nicht immer so. Zwischen 1991 und 2001 ging die Bevölkerung zurück. Es hat hier also ein Umkehrtrend stattgefunden. Auberg ist außerdem mittlerweile jene Gemeinde Oberösterreichs mit den stärksten Geburtenzuwächsen. Auch dies ist bemerkenswert. Die Frage ist, wie sich dies erklären lässt und welche Maßnahmen von der Gemeinde ergriffen wurden, um die Bindung an die Gemeinde zu stärken. Hier ist zu erwähnen, dass dieses Bemühen, Auberg zu einem attraktiven Lebens- und Wohnort zu machen, schon vor 2000 eingesetzt hat. Die Gemeinde hat sich z.B. bereits sehr früh an der *Agenda 21* beteiligt, um die Lebensqualität im Ort zu heben. Seit 2004 ist Auberg Mitglied im Netzwerk *Gesunde Gemeinde*. In den Untersuchungszeitraum fällt auch das Bemühen Wohnraum für junge AubergerInnen, d.h. auch für junge Familien zu schaffen, **um der** Abwanderung vorzugreifen. Niemand soll abwandern **müssen**, weil er/sie keinen Wohnraum in der Gemeinde findet. Man versucht auch Bauplätze bereit zu stellen. Weiters werden die Jugendgruppen in ihren sportlichen, künstlerischen und geselligen Aktivitäten unterstützt. Dazu gehört auch, dass man ihnen zutraut, Verantwortung zu tragen. Das wiederum bedeutet, dass man sie nicht zu stark bzw. fast gar nicht kontrolliert. Bewährt hat sich in diesem Zusammenhang v.a. dass die Jugendgruppen altersmäßig durchmischt sind. Diesen Gruppen gehören 14- bis 25- Jährige an.



Eine weitere Maßnahme bestand darin, dass Auberg versuchte, einen Betrieb zu halten. Es handelte sich dabei um ein Busunternehmen, das sich eigentlich wo anders ansiedeln wollte, wo es aber gelungen ist, diesen Betrieb im Ort zu behalten. In einem Gespräch mit dem Bürgermeister im Zuge der Vorbereitungen zu diesem Vortrag, betonte dieser, dass sich die Gemeinde Auberg seit langer Zeit aktiv bemüht, das Leben in der Gemeinde so attraktiv wie möglich zu gestalten. Das mündet in einzelne Maßnahmen und man setzt bestimmte Rahmenbedingungen. Aber er hat ausdrücklich hervorgehoben, dass es sehr wichtig ist, dass dies von einer möglichst breiten Basis getragen wird. Dies ist nicht nur die Angelegenheit des Bürgermeisters, wie er meint, sondern es müssen auch der Gemeindevorstand und die GemeindebewohnerInnen dahinterstehen. Es geht also darum, das Miteinander in den Vordergrund zu stellen.

Um jetzt nochmals auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen, ob die Sozialkapital-Aktionsforschung ein geeignetes Instrument für die Sicherung und Entwicklung des ländlichen Raumes ist, kann man am Beispiel Auberg Folgendes festhalten: Es zeigen sich gerade jene Gemeinden gegenüber diesem Instrument offen, die schon über gute Ausgangsbedingungen und ein entsprechendes Bewusstsein verfügen und die daran interessiert sind, die Lebensqualität in ihrer Gemeinde laufend zu verbessern. Die Sozialkapital-Aktionsforschung lässt sich nicht verordnen, sie ist ein Instrument, welches der Gemeinde zwar eine Hilfestellung geben kann, aber die Initiative muss von der Gemeinde ausgehen. Das Beispiel Auberg zeigt, dass die sozialen Beziehungen in einer Gemeinde sicherlich eine wesentliche Rolle für die Entwicklung des ländlichen Raumes spielen. Allerdings wäre es unrealistisch darin den einzigen Faktor zu sehen, der maßgebend ist. Um den Einfluss der sozialen Bindungen und Beziehungen auf die Entwicklungsmöglichkeiten des ländlichen Raumes zu überprüfen, ist es sicherlich notwendig noch weitere Forschungen anzustellen. Zumindest macht aber das Beispiel Auberg Mut, dass es einer Gemeinde gelingen kann, auch „gegen den Strom zu schwimmen“.

Diskussion

Pevetz: Es wäre interessant gewesen differenzialdiagnostisch zu arbeiten, d.h. zu schauen, wie es in den Nachbargemeinden aussieht. Wir sahen ja, dass das Obere Mühlviertel, wo die Gemeinde Auberg

hingehört, auf der Österreichkarte im blauen Bereich einer negativen Bevölkerungsentwicklung liegt. Natürlich kommt man auch aus der Analyse von Einzelgemeinden zu interessanten Ergebnissen. Interessant wäre aber auch zu schauen, was in den Nachbargemeinden los ist. Warum ist es dort offenkundig nicht so günstig gelaufen?

Kroismayr: Man muss hier relativierend sagen, dass z.B. in Bezug auf die Bevölkerungsentwicklung dieser Aufwärtstrend für den politischen Bezirk Rohrbach allgemein gilt. Nicht nur in Auberg ist die Entwicklung sehr positiv, sondern auch in zwei benachbarten Gemeinden läuft es in den letzten Jahren besonders gut. Es wäre natürlich interessant zu analysieren, was in anderen Gemeinden passiert ist und warum dort die Bevölkerung zurückgegangen ist, und diese Ergebnisse dann gegenüberzustellen und zu vergleichen.

Segert: Wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann liegt Ihrem Vortrag die These zugrunde, dass dieser Ort sich so gut entwickelt hat, weil es eine gewisse Gemeinschaftsorientierung gibt. Nun ist aber eine Gemeinde nicht nur eine Gemeinschaft und manchmal überhaupt keine Gemeinschaft. Wie können Sie das mit Ihrem Theorieansatz vereinbaren? Ich habe mich gefragt, welchen Platz in Ihrem Sozialkapitalbegriff *Bourdieu* hat, weil bei Bourdieu Sozialkapital in einem mit Macht besetzten Verhältnis bestimmt wird. Das spielt bei Ihnen offenbar keine Rolle. Wenn man nun den Vergleich mit anderen Gemeinden thematisieren würde, müsste man wohl solche Dimensionen in den Ansatz hineinnehmen.

Kroismayr: Der Sozialkapitalbegriff von Bourdieu spielt in diesem Ansatz definitiv keine Rolle.

Segert: Ist es so, dass Gemeindeentwicklung grundlegend durch gemeinschaftliches Handeln bestimmt wird?

Kroismayr: Das ist genau das was ich zum Schluss sagen wollte, dass nämlich Sozialkapital sicher ein Faktor sein kann, der für die Entwicklung einer Gemeinde eine Rolle spielt. Nur ob es nun wirklich der bzw. der einzige Faktor ist, das wage ich ehrlich gesagt nicht zu behaupten. Es gibt mit Sicherheit auch andere Faktoren, die zu einer positiven Gemeindeentwicklung beitragen. Vielleicht ist Sozialkapital aber der nachhaltigste Faktor.

Oedl-Wieser: Mich würde interessieren, wie dieser Aktionsforschungsansatz konkret ausgesehen hat. Man sieht bei diesen beiden Erhebungen, dass sich die Stichprobenzahl sehr stark verändert hat. Wie wurden diese beiden Ergebnisse miteinander verbunden, wie war die Zusammensetzung der Befragungsgruppen und wie wurden die Ergebnisse mit der Gemeinde kommuniziert? Wurde die Jugendarbeit in der Gemeinde begleitet? Sie erwähnten, dass die Jugendlichen sehr autonom agieren dürfen. Ich denke, dass dies oft nicht so einfach ist.

Kroismayr: Bei der Beantwortung der Frage wie die Ergebnisse den GemeindegängerInnen mitgeteilt wurden und wie viele Personen dabei anwesend waren, dazu kann ich leider keine Auskunft geben, da ich damals nicht vor Ort war. Die Spezifikation der Jugendarbeit geht auf eine Aussage des Bürgermeisters zurück, der meinte, dass man den Jugendlichen etwas zutrauen muss. Wie konkret dies nun aussieht, dass man ihnen Verantwortung lässt, ihnen ihren eigenen Raum gibt, um sich selbst zu organisieren und sie quasi nicht weiter begleitet, bleibt zu klären. In Auberg funktioniert dies offenbar laut Bürgermeister deswegen, weil es nicht nur ganz Junge sind, sondern auch ältere Jugendliche dabei sind. Der Bürgermeister nannte als konkretes Beispiel, dass es in anderen Gemeinden Probleme mit dem Jugendschutzgesetz gibt, weil die Jugendlichen oftmals zu viel trinken, wenn sie zusammen sind. Dieses Problem gibt es in dieser Form in Auberg nicht.

Oedl-Wieser: Aber wie ist die Jugendkultur organisiert? Sind die Jugendlichen in Jugendsektionen traditioneller Vereinigungen eingebunden?

Kroismayr: Das kann ich ehrlich gesagt nicht wirklich beantworten, weil ich es nicht weiß. Ich verstand das so, dass dies Jugendgruppen sind, die sich selbst zusammengeschlossen haben und nicht irgendwo eingebunden sind.

Groier: Man sagt ja, dass Sozialkapital nicht unbedingt wachsen muss, wenn man traditionelle Netzwerke und Knoten fördert, sondern dass dies auch externen und alternativen Input braucht. Gab es diese in der Gemeinde? Weiters ergaben sich bei der Sozialkapitalanalyse auch negative Effekte?

Kroismayr: Es wurden jene Maßnahmen gesetzt, die ich in meinem Vortrag erwähnt hatte. Primär ging es dabei um die Bindung an die Gemeinde zu fördern und gleichzeitig die Gemeinde als einen lebenswerten Ort zu präsentieren und diesen attraktiv zu gestalten, damit die Leute auch gerne bleiben. Die Maßnahmen wurden im Laufe der Jahre gesetzt. Das geht nicht von einem Tag auf den anderen. Das ist ein Prozess, der im Gang ist, der sich entwickelt und irgendwann einmal greift. Was verstehen Sie genau unter alternativen Maßnahmen?

Groier: Ich meine, dass Blasmusikgruppen und traditionelle Vereine den Jugendlichen oft nicht mehr genügen. Diese haben heute ja ganz andere Mobilität, Einstellungen und Werte. Gibt es da nicht auch alternative Einflüsse von außen oder entstehen auch endogen alternative Prozesse, die dann zu diesem relativ positiven Zustand geführt haben?

Kroismayr: Das ist schwer zu beantworten. Ich glaube, dass es beides nebeneinander gibt. Aus der Interpretation des Gesprächs mit dem Bürgermeister gibt es diese Jugendgruppen, die ihre eigene Kultur pflegen, auf der anderen Seite gibt es aber sicher auch diese traditionellen Einbindungen, die vielfach auch außerhalb der Gemeinde stattfinden. Gerade was die Blasmusik bzw. Musikkapelle betrifft, sind das meist Aktivitäten bzw. Gruppen, die außerhalb der Gemeinde stattfinden, weil dies mit dem Kirchenleben verbunden ist. Nach negativen Dynamiken wurde nicht gefragt, insofern gab es auch keine negativen Antworten. Beim Sozialkapital unterscheidet man ja zwischen *Bonding* und *Bridging*. Das Bonding bezieht sich auf den Zusammenhang in der Gruppe, während das Bridging der Brückenschlag zu den anderen Gruppen ist. Ich habe den Eindruck, dass es u.a. das Geheimrezept der Gemeinde Auberg ist, dass hier eine gute Mischung herrscht, dass es nicht nur dieses Bonding gibt („Wir sind die Auberger und alle anderen sind so und so“), sondern auch eine gewisse Offenheit in Hinblick auf Kontakte und Austausch mit anderen Gemeinden, und beides zusammen eine positive Wirkung auf die Gemeindeentwicklung hat.

Machold: Haben Sie bei den beiden Erhebungen 2004 und 2008 den gleichen Fragebogen verwendet?

Kroismayr: Ja, das war der gleiche Fragebogen.

Machold: War dieser sehr offen?

Kroismayr: Nein, das war ein geschlossener Fragebogen mit fixen Antwortkategorien zum Ankreuzen. Es gab da keine offenen Fragen.

Machold: War das eine Vollerhebung unter allen GemeindebürgerInnen?

Kroismayr: Diese Erhebungen finden meistens so statt, dass der Fragebogen mit einem Gemeindebrief an die Haushalte ausgesandt wird. Jeder hat dann die Möglichkeit, den Fragebogen auszufüllen.

Machold: Gab es dann auch eine Rückmeldung an die Gemeinden und wenn ja, in welcher Form?

Kroismayr: Ja natürlich, in Form einer Veranstaltung. Wie diese Veranstaltung genau ausgesehen hat, wie viele AubergerInnen daran teilgenommen haben und was dort besprochen wurde, kann ich leider nicht beantworten.

Kolland: Ich möchte nur zwei kleine Kommentare abgeben. Erstens würde mich auch von den TeilnehmerInnen her interessieren, ob es konzeptionell etwas gibt, das über den Speckgürtel hinausreicht.

Ich sehe hier eine Speckperipherie, die irgendwas mit Linz zu tun hat. Gibt es solche räumliche Einsprengsel, die weiter vom Speckgürtel entfernt sind und die sich sozusagen in der Postmoderne herausbilden. Ich sehe auch in Tirol bei Innsbruck solche demographische Felder. Hinter der Demographie steckt ja auch eine wirtschaftliche Veränderung, irgendetwas Produktives oder starke Pendelgewinne. Das sind ja keine Arme. In der Armut findet man normalerweise keinen demographischen Wandel. Das hat irgendetwas mit einer ökonomischen Besserstellung zu tun. Müssen wir unser Konzept des Speckgürtels überdenken oder gibt es hier mehrere Außenringe oder was immer? Oder ist das punktuell? Dies hängt auch mit meinem zweiten Kommentar zusammen. Mich würde interessieren, woher die Gemeinden das Geld haben. Diese Gemeinde ist ja offensichtlich etwas reicher, da sie sich Jugendarbeit leisten und investieren kann. Ich kann mir als Grund vorstellen, indem sie ihre Infrastruktur nicht in der Gemeinde hat. Die Kirche und der Fußballplatz sind außerhalb der Gemeinde und verursachen folglich keine Kosten. Ihre Kosten sind sozusagen in der Nachbargemeinde. Deshalb kann ich mir jetzt bestimmte Dinge leisten, wie z.B. eine qualitative Jugendarbeit, die ich mir sonst nicht leisten könnte, da ich das Schwimmbad zahlen muss. Meine Frage lautet, woher das Geld kommt. Das kommt doch alles nicht aus dem Nichts. Betriebe gibt es auch keine. Wo ist da das Aufkommen?

Mitterstöger: Ich frage mich, ob hier die Gemeindegrenze die noch richtige Systemgrenze ist, denn ich denke, dass viel mehr auf Regionsebene gedacht werden muss. Sie erwähnten die intensiven Außenbeziehungen zu anderen Gemeinden. Kulturelle Angebote und Jugendzentren müssen nicht unbedingt in einer bestimmten Gemeinde liegen. Die Gemeinden können da voneinander profitieren. Müsste da nicht eine Sozialkapital-Aktionsforschung auch auf Regionsebene stattfinden?

Kroismayr: Natürlich könnte man das ausweiten. Nur wir haben bislang keine Sozialkapital-Aktionsforschung auf Regionsebene durchgeführt. Rein Bevölkerungsmäßig ist das schon möglich, denn wir haben bereits Erhebungen in größeren Städten gemacht wie z.B. in Klagenfurt, wo man dann mehr als 5.000 Fragebögen auszuwerten hat. Quantitativ sollte das durchaus möglich sein, eine solche Untersuchung regional anzulegen. Man muss jedoch über gewisse infrastrukturelle Gegebenheiten Bescheid wissen, in der Fragestellung berücksichtigen und bei der Interpretation in einen größeren Kontext zu stellen.

Oedl-Wieser: Erfolgen diese Untersuchungen regelmäßig auf Antrag der Gemeinden oder wählen Sie die Gemeinden aus?

Kroismayr: Das ist sehr verschieden. Regelmäßig erfolgen diese Untersuchungen leider nicht, da die Gemeinden einfach nicht so viel Geld haben, um sich das zu leisten. Durch verschiedene glückliche Umstände konnten wir in Auberg gleich zwei Erhebungen durchführen, wobei diese das erste Mal vom Bund und das zweite Mal vom Land finanziert wurde. Derzeit führen wir in Schwarzach im Pongau eine Studie durch, wo es zwei Erhebungen geben wird. Dies erfolgt im Rahmen des ASKÖ Projekts „Bewegte Sonnenterrasse“, das dort gestartet wurde und welches wir mit einer Sozialkapitalforschung begleiten. Die Gemeinde leistet hier einen Teil der Finanzierung selbst. In St. Andrä-Wördern wird es eventuell ebenfalls eine zweite Erhebung geben. Hier ging die Initiative von der Gemeinde aus.

Im zweiten Teil der Sitzung präsentiert **Heike Zeller** vom Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München unter dem Titel *Weniger ist mehr? Über den Umgang mit moderner Komplexität am Beispiel von Alp-/Almpersonal im Allgäu und in Oberbayern* ihre laufende Doktorarbeit. Ihrem Referat stellt Zeller folgende zwei einleitende Zitate aus den von ihr geführten Interviews voran:

„Das ist, das weiß ich gar nicht, wie, das kann ich gar nicht beschreiben, das ist. Schön! Das ist ganz anders. Das ist. LANGSAM, da vergeht die Zeit langsamer.“

„Also man muss unglaublich viel beobachten und dementsprechend reagieren. Also es gibt nichts nach Anweisung. Das ist alles eigene Entscheidung, aber, was halt uns vorgibt, ist die Natur. Und das muss man beobachten können.“

Und deuten können und dementsprechend reagieren. [...] Es gibt halt kein Schema F, das ist das Schöne. Das ist überall anders, es ist jeder Tag anders.“

Zeller befragte Personen, die auf *Alpen* bzw. *Almen* arbeiten. Die beiden Zitate zeigen zwei verschiedene Sichtweisen auf dieses Leben. Im alemannischen Sprachgebiet (Allgäu, Schweiz) spricht man von Alpen, in Österreich und in Oberbayern von Almen. Das erste Zitat drückt ein Gefühl aus, ein positives Entrücken aus der sonstigen Welt, eine Wahrnehmung von etwas, das man gar nicht richtig beschreiben kann. Im zweiten Zitat geht es um verschiedene Arbeiten. Betont wird, wie die Natur Entscheidungen vorgibt. Beide Zitate zeigen verschiedene Komplexitäten oder Sichtweisen auf Komplexitäten.

Der Schwerpunkt des Vortrags liegt auf der Empirie. Zunächst wird das Erkenntnisinteresse vorgestellt, dann werden exemplarisch zwei in der Studie verwendete theoretische Ansätze präsentiert, anschließend eine kurze Historie über Vorstellungen von Natur und von den Alpen wiedergegeben, sowie das empirische Feld der Alp-/Almwirtschaft, die Methodik und einige empirische Ergebnisse tentativ dargestellt.

I

Wie kommt Zeller zu ihrem **Thema**? Wie dazu, über Alppersonal zu forschen? Vor vier Jahren bot sich ihr auf einer Alpe das Bild einer Idylle. Eine junge Familie mit kleinen Kindern, spielend, die Wäsche an der Dachrinne und am Zaun aufgehängt. Dies Bild ging ihr nicht mehr aus dem Kopf, obwohl sie um seine klischeehafte Heidi-Wirkung für eine zwar auf dem Land Aufgewachsene, aber schon lange in der Stadt Lebende wusste. Seitdem beobachtete sie im Alltag immer mehr Phänomene der Sehnsucht nach Einfachheit; ob nun Wellness-Wochenende, Kloster-Aufenthalt, pittoreskes Landleben. Warum gibt es diese Gegenentwürfe, zeigt das einen Mangel auf und wenn ja, an was? So ergab sich das vorläufige Forschungsinteresse. Welche Einfachheit ist da gemeint? Bildet die auf der Alpe beobachtete Einfachheit bezüglich Komplexität einen Gegenpol zum städtischen Leben in der Moderne? Welche Funktionen haben temporäre Auszeiten, wenn man z.B. im Sommer auf eine Alm geht oder in ein Wellness-Hotel für ein Wochenende oder Sport am Nachmittag, um den Kopf frei zu kriegen?

Aus den möglichen Feldern, aus der ganzen Fülle dessen, was sie an Phänomenen bemerkte, fing Zeller dort zu forschen an, wo das Thema begann, sie zu beschäftigen. Wie unterscheidet sich ein alpwirtschaftliches Umfeld von anderen Umfeldern in der modernen Gesellschaft? Was macht dies mit den Individuen? Was lernen wir daraus über die Gesellschaft?

II

Bevor es um die Studie selbst geht, werden ihre **theoretischen Grundlagen** gelegt. Zum einen sind diese *Émile Durkheims* Ansatz der sozialen Arbeitsteilung, zum anderen sind es systemtheoretische Überlegungen von *Niklas Luhmann* zum Umgang mit Komplexität.

Durkheim beobachtete wie sich in der Industrialisierung die Gesellschaft verändert, die Auswirkungen der Landflucht, Proletarisierung und v.a. der Pluralisierung auf die verschiedenen Lebenslagen. Er fragte sich, wie eine Gesellschaft zusammenhält, wenn Menschen in unterschiedlichen Lebensumständen leben, und entwickelte die Theorie der sozialen Arbeitsteilung, die mit der Unterscheidung von vormoderner und moderner Gesellschaft arbeitet. Vormoderne Gesellschaften sind segmentäre Gesellschaften, die beispielsweise in Clans, Familienverbände oder kleine Dörfer gegliedert sind, in denen jeder weitgehend das Gleiche tut, die gleiche Umwelt wahrnimmt und den gleichen Umständen ausgesetzt ist. Die Weltsicht wird geteilt und durch sie wie auch Riten, Bräuche und Sprache entsteht kulturelle Integration. Die verschiedenen Segmente einer Gesellschaft sind miteinander vergleichbar. Der entsprechende, auf Gleichartigkeit basierende Typ sozialer Solidarität bezeichnet *Durkheim* als *mechanische Solidarität*. Von dieser Ausgangssituation findet eine Entwicklung statt. Die Gesellschaften werden größer und dichter. Durch diese Prozesse findet zunehmend Arbeitsteilung statt, da die verschiedenen Segmente miteinander

in Kontakt kommen, sich spezialisieren und nun aufeinander angewiesen sind. Es entsteht zunehmend eine differenzierte, also funktional integrierte Gesellschaft deren Solidarität sich aus der Verschiedenheit der Teile herstellt. In Analogie zum menschlichen Körper spricht *Durkheim* von *organischer Solidarität*. Obwohl *Durkheim* eine Chronologie zwischen segmentären und arbeitsteiligen Gesellschaften feststellt, geht er davon aus, dass stets beide Typen vorhanden sind, entsprechend der zwei verschiedenen Kräfte im Bewusstsein des Menschen. „Während das eine uns drängt, eine eigenständige Persönlichkeit zu werden, macht das andere uns zum Gesetz, der ganzen Welt zu gleichen“ (*Durkheim* 1992, 344). Beide Kräfte sollen laut *Durkheim* in Balance gehalten werden, was gesund sei. Er konstatiert weiter: „Dem gesunden Säugetier geht es nicht besser als dem ebenfalls gesunden Einzeller. [...] Das einfachste und das komplizierteste Wesen genießen dasselbe Glück, wenn sie gleicherweise ihre Natur verwirklichen“ (*Durkheim* 1992, 300). Egal ob man in einer segmentären oder arbeitsteiligen Gesellschaft lebe, *Durkheim* geht es darum, dass jeder seine Pflicht tut. Zusammengefasst: *Durkheim* erklärt den Anstieg von Komplexität bzw. Arbeitsteilung, der Spannungen im Individuum zwischen dem Streben nach Ähnlichkeit und dem nach Individualität erzeugt. Ferner sagt er, dass Glück nicht von mehr oder weniger Komplexität abhängt.

Bei *Durkheim* klingt mit dem Ausbalancieren von Kräften bereits ein systemisches Denken an. *Niklas Luhmanns* Überlegungen schließen an diese Überlegungen an, auch er hat ein soziogenetisches Modell der Entwicklung von Gesellschaften, das allerdings mit dem stratifikatorischen Typ der *Schichtgesellschaft* im Mittelalter ein dreistufiges ist. Laut *Luhmann* ist in der Moderne ein psychisches System nicht mehr in einem Dorf oder einem Segment vollinkludiert, sondern in verschiedenen Systemen multi-inkludiert. Typisch modern ist für ihn das Bewusstsein für Kontingenz. Kontingenz gab es zwar schon immer, aber neu ist ihr Bewusstwerden, das Bewusstsein dafür, dass das Leben nicht schicksalsbestimmt verläuft durch z.B. göttliche Vorsehung. Verschiedene Systeme bestehen nebeneinander und es gibt verschiedene, nicht aufeinander reduzierbare Perspektiven auf eine Sache. Wie die Soziologie seit ihrer Gründung eine Erzählung des Komplexitätsanstiegs ist, stellen auch *Durkheim* und *Luhmann* ihre Veränderung fest. Trotzdem haben auch Menschen in segmentären Gesellschaften in einer Welt gelebt, die überkomplex war. Auch sie enthielt mehr, als das menschliche Bewusstsein erfassen kann. Menschliches Bewusstsein ist immer schon reduzierte Komplexität, denn das Denken ist Denken und nicht die Welt. „Unfassbare Komplexität ist die Innenansicht der Welt, der Problemaspekt, den sie Systemen darbietet, die sich in der Welt erhalten wollen“ (*Luhmann* 2000, 4). Um überleben zu können, müssen Lebewesen Komplexität reduzieren. Dabei ist schon die Trennung zwischen Komplexität und Komplexitätsreduktion eine künstliche und Komplexitätsreduktion eine relationale Beziehung zwischen Welt und (psychischem/sozialem) System. Komplexität wird für denjenigen/diejenige, der/die gerade darüber nachdenkt, temporär reduziert, aber bleibt zugleich bestehen. *Luhmann* unterscheidet drei Dimensionen von Komplexität, zum einen die (i) *sachliche*, das ist das Aufeinandertreffen von vielen verschiedenartigen Dingen, die (ii) *zeitliche*, d.h. viele Dinge verändern sich über die Zeit, sowie die (iii) *soziale Komplexität*, d.h. ich weiß nie was im anderen Bewusstsein vor sich geht. Zusammengefasst: Von *Luhmann* lässt sich mitnehmen, dass wir Komplexität zugleich permanent erhöhen wie vereinfachen, (Über-)Komplexität und ihre Reduktion sind nicht voneinander zu trennen.

III

Im nächsten Teil geht *Zeller* auf **historische Vorstellungen von Natur und von den Alpen** ein.

Seit der Antike gibt es Vorstellungen über Natur und einfaches Leben. Die griechische Region Arkadien wird verklärt als die Heimat des Hirtenvolkes, des wahren Volkes Griechenlands. *Vergil* (70-19 v.u.Z.) und *Theokrit* (um 270 v.u.Z.) schreiben bukolische Hirtengedichte. In der Renaissance wird dies wieder aufgegriffen z.B. vom französischen Maler *Nicolas Poussin* (1594-1665) oder in ländlichen Idyllen in der Literatur. Mit Beginn der Moderne ist die Natur nicht mehr nur die idyllische, gepflegte, kulturell und landschaftlich genutzte, eingehegte Natur, sondern gleichzeitig auch die wilde, unberührte Natur als Gegenmodell zum Beherrschbarkeitsglauben in Form von Verwissenschaftlichung und Industrialisierung.

Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) greift mit seinem Naturzustand darauf zurück, aber schreibt in seinem Diskurs über die Ungleichheit auch, dass das Gedankenkonstrukt der Gegenüberstellung von Natur und Kultur schon immer brüchig war. Aber auch für die Romantik ist dieses Sujet wichtig und die „freie Natur“ Sehnsuchtspunkt par excellence, ersichtlich z.B. an Bildern wie Caspar David Friedrichs (1774-1840) „Der Wanderer über dem Nebelmeer“. Um 1900 entwerfen die Lebensreformbewegung und andere Naturbewegungen Gegenmodelle zu einer als zunehmend negativ wahrgenommenen Moderne. Im 20. Jahrhundert sind beispielhaft die Hippies der 1960/70er Jahre zu nennen sowie die Aussteiger-‘Bewegung’ in den 1980ern. Eine Entwicklung der letzten Jahre veranschaulicht ein Trend auf dem deutschen Zeitschriftenmarkt: Zeitschriften, die sich mit „Landleben“ und „Natur“ beschäftigen, boomen. Anstoß dazu gab „Landlust – die schönsten Seiten des Landlebens“, Nachfolgezeitschriften heißen etwa „Land und Berge – Die schönste Art, die Natur zu entdecken“ oder „Liebes Land – Die beste Art zu leben“.

Auch auf die Historie des Alpenbildes wird kurz eingegangen. Seit den Römern bis ca. 1800 werden die Berge allgemein und speziell die Alpen als bedrohlich beschrieben. Es gehe dort wild und gefährlich zu. Allerdings stammen diese Schilderungen meist von VerfasserInnen, die nicht in den Alpen wohnen, sie vielleicht einmal überquert haben. Ab ungefähr 1760 erfolgt eine Umwertung ins extrem Positive, abermals von außerhalb der Alpen, meist in den Städten Lebenden. Prominent daran beteiligt waren die Engländer – ihre Glorifizierung der Natur geht einher mit ihrer frühen Industrialisierung. Seit dieser Zeit lässt sich ein typischer Bildaufbau beobachten: im Vordergrund menschlich Bearbeitetes, im Hintergrund wilde Natur. Die Spannung beider Sphären setzt sich laut Werner Bätzing bis heute fort: „Im Alltag wird Natur im Rahmen der industriellen Produktion als ‘Material’ behandelt und vollständig und grenzenlos benutzt und vernutzt, am Sonntag bzw. in der Freizeit dagegen in Form der schönen Landschaft bewundert und bestaunt“ (Bätzing 2005, 17).

Perspektiven auf die Alpen verschieben sich seit der Romantik von einem utopischen Naturerlebnis als Gegenentwurf zur kritisierten Gesellschaft hin zu einer Natur als Ressource und Ergänzung zum Arbeitsalltag. Die idealisierten Bilder, die meist von außen an die Alpen und ihre BewohnerInnen herangetragen werden, werden im Laufe der Zeit zu Eigenbildern. So wurden „die Bilder über Tirol [wurden] nicht in Tirol gemacht [...]. Die Tirol-Bilder sind voll von Projektionen, die außerhalb Tirols entstanden sind, die dann aber auch in Tirol selber geglaubt worden sind und bis heute wirken“ (Köstlin 2003, 19) schreibt zum Beispiel Konrad Köstlin.

IV

Nun skizziert Zeller ihr **empirisches Feld Alp-/Almwirtschaft**.

Das Bayerische Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten definiert Alpen bzw. Almen als „hofferne Sommerweideflächen im Gebirge“ (BStmELF 2010, 8). Die Nutztiere werden dort entsprechend der Witterung und Höhenlage der Alpe ungefähr hundert Tage im Jahr gesömmert und kommen entweder aus dem eigenen Talbetrieb, d.h. ein Bauer/Bäuerin hat eine Alm, die zu seinem/ihren Betrieb gehört oder sind Pensionsvieh. In Bayern gibt es 1.388 Alpen (Stand 2008). Der Bestoß umfasst in Bayern in 2008 insgesamt 54.360 Tiere (vgl. BStmELF 2010, 113). Die durchschnittliche Herdengröße beträgt 38,6 Tiere pro Alpe und variiert vermutlich etwa zwischen 20 und 250 Tieren. Zum Vergleich: 2007 wurden in Österreich 327.899 Tiere geälpt.

Laut dem bayerischen StmELF liegt der Nutzen der Alpen/Almen in der Erweiterung des Winterfutters und Entlastung der Talbetriebe; zunehmend wird Alp-/Almwirtschaft auch als Kulturlandschaftspflege wahrgenommen, die für den Tourismus, den Umwelt- und Naturschutz große Bedeutung hat. Almen sind nach Höhenlage, Lage im Gelände, Alplandschaftstyp, Tierarten, Bewirtschaftungsform sowie der Rechts- und Besitzform zu unterscheiden. Bezeichnenderweise gibt es kaum belastbare Zahlen zum Personal auf bayerischen Alpen. Laut Aussagen des *Alpwirtschaftlichen Vereins Allgäu (AVA)* gibt es schätzungsweise 338 Männer, 160 Frauen und 120 Kleinhirten auf den Alpen (Kleinhirten sind in der

Regel Jungen, die ab einem Alter von etwa 10-12 Jahren dem Ober- oder Zweithirten zur Hand gehen); der *Almwirtschaftliche Verein Oberbayern (AVO)* schätzt für Almen mit ständigem Personal die Zahl von 210 Frauen und 190 Männern (Aussagen per eMail von AVA und AVO in 2011, bezogen auf die letzten Jahre)

V

Im nächsten Punkt legt *Zeller* die **Methodik** ihrer Studie dar.

Ihre Interviews wurden über die beiden Almwirtschaftsvereine im Allgäu und in Oberbayern angebahnt. Aus Listen mit Basisdaten potentieller InterviewpartnerInnen wurde ein möglichst breites Spektrum ausgewählt und Interviews vereinbart, die akustisch aufgezeichnet wurden. Acht Interviews wurden auf Alpen/Almen, drei im Hause der Befragten durchgeführt. Das Sample umfasst 21 Befragte, wobei zusätzlich in manche Interviews anwesende Kinder einbezogen wurden. Befragt wurden zwölf weibliche und elf männliche Personen. Das Durchschnittsalter betrug 38 Jahre mit einer Spannweite von 15 bis 74 Jahren. Der höchste Schulabschluss ist in neun Fällen die Volks- oder Hauptschule, in zwei Fällen die Mittlere Reife, in acht Fällen das Abitur (Fach- und Vollabitur), in einem Fall unbekannt und eine Person ging noch zur Schule. Von einer Person ist die Ausbildung unbekannt, zwei Personen hatten eine landwirtschaftliche Lehre, drei erlernten verschiedene Handwerksberufe, acht verfügten über eine Ausbildung im Bereich von Handel und Dienstleistungen, sechs hatten ein Studium und eine noch keine Berufsausbildung (gewertet werden sowohl momentan angestrebte wie abgeschlossene Abschlüsse). 15 Personen lebten in einer festen Beziehung, sechs Personen waren Single. Sieben Personen waren schon seit ihrer Kindheit auf der Alm, d.h. deren Eltern betrieben auch schon eine Alm, vier kamen in ihrer Jugend auf die Alpe (z.B. als Kleinhirten), zehn erst im Erwachsenenalter. Zwei Personen waren Almbesitzer, drei Pächter, acht Angestellte, fünf Angehörige und bei drei war die Situation unklar. Acht Personen arbeiteten auf käseproduzierenden Sennalpen, 13 auf Jungviehalpen, auf denen es aber meist auch ein paar Milchkuhe für den Eigenbedarf gibt. 17 Befragte stammen aus Bayern, einer aus Baden-Württemberg und zwei aus Vorarlberg, in einem Fall ist es unklar. In 21 Fällen war der sonstige Wohnort Bayern, in zwei Vorarlberg. Es wurden 15 Personen von Allgäuer und sechs von oberbayerischen Almen befragt. Die Interviewdauer betrug durchschnittlich 58 Minuten (zwei Interviews wurden gleichzeitig mit zwei Befragten geführt), mit einer Spannweite von 15 bis 171 Minuten.

Das ExpertInneninterview umfasste einen Leitfaden von ca. 30 Fragen, der lediglich Orientierung bot. In zwei Wellen wurden die Interviews geführt: Zunächst befragte *Zeller* im Allgäu, dann hielt sie einen Vortrag, in dem sie erste Interpretationsideen referierte, auf deren Basis sie in Oberbayern gezielt weitere Personen interviewte. Die Interviews wurden vollständig auf Hochdeutsch transkribiert. Das qualitative Vorgehen lehnt sich an die *Grounded Theory* (z.B. *Glaser/Strauss 1999*) an in Bezug auf die Parallelität von Erhebung, Analyse und der Theorie sowie der Kodierung. Jedoch widerspricht dem Vorgehen der *Grounded Theory* die seit Beginn implizite These, die Komplexitäten zwischen Alm und sonstigem Leben unterschieden sich. Allerdings machte *Zeller* deutlich, dass sie die Anforderung der theoretischen Unvoreingenommenheit für unrealistisch halte.

VI

Im letzten Teil ihres Vortrags berichtet *Zeller* von den **empirischen Ergebnissen** ihrer Arbeit, denen sie vorausschickt, sie seien noch nicht abschließend, befänden sich vielmehr im Interpretationsprozess.

Zunächst ist grundsätzlich fest zu stellen, dass sich das Leben und Arbeiten auf einer Alm von sonstigen Umfeldern der Befragten entlang der drei Komplexitäts-Dimensionen von *Luhmann* unterscheidet. Allerdings nicht graduell im Sinne von mehr oder weniger Komplexität, sondern substantiell im Sinne anderer Arten von Komplexität. Wie zuvor im theoretischen Teil verdeutlicht, sind auch „einfache“, segmentäre Gesellschaften komplex, jedoch anders als arbeitsteilige. Anhand von jeweils drei Interview-Zitaten veranschaulichte *Zeller* ihre Argumente, was hier in stark gekürzter Form wiedergegeben wird.

Hinsichtlich der **sachlichen Komplexität** wurde in den Interviews der eher geringe Spezialisierungsgrad der Arbeiten auf einer Alm, gepaart mit allgemeiner Einsatzbereitschaft genannt. Im Umkehrschluss dazu ist es nötig, ein breites Aufgabenspektrum zu bewältigen, das entsprechend der sozialen und natürlichen Gegebenheiten variiert und von eigenständiger Beobachtung und Entscheidung abhängt. Eine Eigenart hinsichtlich sachlicher Komplexität ist, dass auf einer Alpe die typisch moderne Trennung zwischen Wohn- und Arbeitsort so nicht vorhanden ist; die Hütte liegt im Gelände, der Stall ist im Haus. Die Forscherin betrat zugleich Arbeitsplatz und Zuhause der Befragten. Zwar gibt es innerhalb der Almen auch Rückzugsorte, aber keine klare Trennung in „Berufs-“ und „Privatsphäre“. Das bereits im Eingang des Vortrags angeführte Zitat spricht einige Überlegungen zur sachlichen Komplexität an: *„Also man muss unglaublich viel beobachten und dementsprechend reagieren. Also es gibt nichts nach Anweisung. Das ist alles eigene Entscheidung, aber, was halt uns vorgibt, ist die Natur. Und das muss man beobachten können. Und deuten können und dementsprechend reagieren. [...] Das ist überall anders, es ist jeder Tag anders.“*

Dann zur **zeitlichen Komplexität**. Auf einer Alpe gibt es wenig Freizeit, da während des Bergsommers wie überall in der (viehhaltenden) Landwirtschaft jeden Tag unaufschiebbare Arbeiten anfallen. Schlechtwetterperioden bspw. bescheren zwar freie Stunden, die allerdings stets durch nötige Aktionen beendet werden können. Einige Befragte berichteten – siehe auch das erste Eingangszitat –, sie empfänden auf der Alm die Zeit als anders, langsamer als während des Rests des Jahres. Zur Frage, was er während des Sommers tue, antwortet ein Senn kurz und bündig: *„Schaffen! - Letztendlich eigentlich den ganzen Tag schaffen.“*

Hinsichtlich der **sozialen Komplexität** variieren die Interview-Aussagen entsprechend der Anzahl von Personen auf der Alpe. Weniger alter egos ziehen zwar weniger Beschäftigung mit fremden Bewusstseinen nach sich, vermindern aber auch die Korrektur des Bewusstseins von ego durch alter, was bspw. zu „Hineinsteigern“ in bestimmte Dinge führen kann. Darüber hinaus ist man auf einer Alm durch die Distanz zu gesellschaftlicher Infrastruktur auf die Hilfe der Anwesenden angewiesen, bzw. sind diese zu Hilfe verpflichtet, unabhängig von ihrer Interessenslage. Diese Angewiesenheit wird von den Befragten mehrheitlich positiv bewertet. Schwierig wird es auf einer Alm, wenn der Eindruck entsteht, Anwesende hätten andere Werte (was z.B. auch durch Herkunft aus anderen Regionen wahrscheinlicher scheint) bzw. verfolgten nicht das gleiche Ziel; Auskommen auf engem Raum benötigt offenbar einen gewissen Grad kultureller Integration. Folgendes Zitat veranschaulicht einige Aspekte hinsichtlich sozialer Komplexität: *„Wir erleben zum Beispiel viele Situationen, was alleine nicht gehen würde. Wenn was ist, dann steht der Nachbar da, da stehen alle da, da muss alles zusammen helfen. [...] Da bist du einfach mit allen persönlich und, und, und, und, da weißt du, dass du dann auch einmal etwas tun musst, was du nicht gerne tust. Da wird auch nicht diskutiert, oder. Das ist selbstverständlich.“*

Insgesamt ist festzustellen, dass das Umfeld Alm hinsichtlich seiner Komplexitätsform an segmentäre Gesellschaften erinnert, mit dem Unterschied, dass es heutzutage Folge einer Entscheidung ist, in einem solchen Kontext zu leben und zu arbeiten.

Im Folgenden führte Zeller anhand von Interviewausschnitten weitere drei Aspekte ihres Themas aus, die hier wiederum nur überblickshaft dargestellt werden.

Erstens gäbe es auf einer Alm **weniger menschlich induzierten Stress**, weder durch Vorgesetzte, noch durch Termindruck oder durch Medien, die zu Unzufriedenheit führten. Bestimmte Verhaltensweisen wie z.B. Fernseh-Abstinenz auch im Winter beizubehalten, haben viele Befragte schon versucht, sind aber daran sehenden Auges gescheitert, da sie sich dann auch den Setzungen der Gesellschaft nicht entziehen könnten. Eine Sennerin formuliert dies so:

„Ich habe da zum Beispiel diese Scheuklappen. [...] Jetzt wenn du auf der Alm bist, da ist einfach, das ist so beruhigend, oft, dass du sagst, ich habe meine Viecher, es steht nichts an, da hast du nicht das Gefühl, dir rennt der Tag davon und du hast ihn nicht SINNVOLL genutzt.“

Darin klingt schon der nächste Punkt an, nämlich der im Vergleich zu ihrem sonstigen Leben starke **Kontakt zur Natur** auf der Alm, den selbst ganzjährig in der Landwirtschaft Tätige betonen. Die Natur wird als Sinn- und Zufriedenheitsstifterin gesehen, verbalisiert im Zusammenleben mit Tieren und die Bestimmung der Tagesaufgaben durch sie und andere Faktoren wie das Wetter, die Jahreszeit, die Vegetation. Exemplarisch drückt eine Befragte das so aus:

Alpen „haben ja alle Vieh und, und, mit, erstens schon Natur, Viecher, etwas Sinnvolles, etwas was, was dir guttut. Ja da bist du zufriedener, dann nimmst du auch mehr Arbeit in Kauf. Die Natur ist es, ja, die Natur, da gehören die Viecher dazu, da gehört alles dazu.“

Dritter und letzter Punkt ist die **Art des Arbeitens und Lebens** auf der Alpe. Beides ist zwar mit weniger 'menschlichem' Stress behaftet als im Tal, aber deswegen nicht frei von Stress. Gemäß des vorigen Punktes „Natur“ besteht die Arbeit zu großen Teilen aus der Lösung substantieller Schwierigkeiten. Diese sowie die Folgen der entsprechenden Handlungen sind aber sowohl sichtbar als auch einsichtig. Auch an häufiger Befürwortung der einfachen Wohnverhältnisse auf vielen Almen ist die Bedeutung von Direktheit zu sehen. Z.B. wenn begeistert über ein Grandel, einen Wasserspeicher in einem Holzofen, gesprochen wird, weil es stets Warmwasser verfügbar mache, obwohl in den meisten deutschen Haushalten dies auch der Fall sein dürfte.

„Wesentlicher Unterschied ist der, dass hier die Herausforderungen von, von der Natur einfach vorgegeben werden. Und äh, unten sind, so sinnlose oder, oder, Dinge, die der Mensch sich ausdenkt und, die für, für mich jetzt und in dem Fall, oft gar nicht mehr, keine Berechtigung haben oder, oder kein Verständnis dafür hat.“

Alle drei Aspekte verweisen auf das auf einer Alm für die meisten Befragten verstärkt auftretende Gefühl von Direktheit, von Authentizität. Sie haben im Vergleich zu ihrem sonstigen Leben vermehrt 'integrative Momente', in denen sie sich mit sich, ihrem Umfeld und ihrer Tätigkeit eins fühlen, zufrieden sind. Dies ist abhängig von den Kontexten, in denen die Leute sonst leben. Bspw. ist für einen Befragten das winterliche Leben auf einem Einödhof ruhiger, weil seine Alm eine stark gastronomisch genutzte ist. Zudem sollte im Hinterkopf behalten werden, dass die meisten Befragten nicht das ganze Jahr auf einer Alpe leben wollen. Sondern der Reiz basiert auch auf dem Wechsel zwischen zwei Sphären. Manche Bedürfnisse werden nicht aufgehoben, aber aufgeschoben.

Prinzipiell zeigt sich in den Antworten grob eine dichotome Struktur: Zum einen von *Zeller* so genannte **TraditionsälplerInnen**. Das sind Leute, die seit Kindes- bzw. Jugendbeinen an auf den Almen sind. Sie begrüßen in der Regel Arbeitserleichterungen z.B. Technikeinsatz, Handys, etc. Ihr Umfeld ist unaufgeregt, vermutlich weil in ähnlichen Kontexten lebend. Alpsommer sind für diese Gruppe zwar auch Lebensform, in erster Linie aber eine Arbeit, die Lohn und Brot bringt. Demgegenüber steht die zweite Gruppe der **EntschlussälplerInnen** Genannten. Sie haben sich als Erwachsene für die Alm entschieden, lehnen Arbeitserleichterungen ab, sprechen sich z.B. entschieden gegen GPS-basierte Behirtung oder auch Strom aus. Ihr Umfeld ist im Positiven wie im Negativen aufgeregt: die einen finden es verrückt, die anderen sind begeistert. Die Alpe wird mehr als eine Lebensform gesehen, als ein Lebenskonzept und nicht nur als eine Arbeit.

VII

Abschließend greift *Zeller* den Ausgangspunkt ihrer Arbeit, den Besuch einer augenscheinlich idyllischen Alpe, auf und fragt, ob das Leben dort denn nun dem Heidi-Klischee entspreche oder nicht. Ihre Antwort lautet: „Jein.“ Einerseits leben auch ÄlplerInnen in einem Umfeld, das überkomplex ist und dessen Komplexität reduziert werden muss. Zudem sind sie nicht das ganze Jahr auf dem Berg und dieser steht auch nicht außerhalb der Gesellschaft. Also kein Idyll. Andererseits ist es aber auch so, dass heutzutage ein Almleben meist Folge einer selbst getroffenen Entscheidung ist. Wenn es dann zu Unzufriedenheit führte, wäre die oft entbehrungsreiche Arbeit kaum zu machen. Auf einer Alpe gibt es andere

Komplexitäten und Komplexitätsreduktionen als in den sonstigen Umfeldern der Befragten, und sie empfinden dort mehr Glück. Also doch auch ein Idyll.

Am Ende des Vortrag steht die Frage: Was sagt das alles über die Gesellschaft aus? Diese schafft, obwohl oder gerade deswegen, weil sie so modern und arbeitsteilig geworden ist, Möglichkeiten für 'segmentäre' Lebensentwürfe, und das mittlerweile auch für 'Quereinsteiger'. Heutzutage ist Alpwirtschaft durch öffentliche Förderung und direkte touristische Einnahmen trotz ihrer im Vergleich zur sonstigen Landwirtschaft geringen ökonomischen Produktivität weiter möglich. Technikeinsatz, und seien es nur die Materialflüge von Hubschraubern, machen die Bewirtschaftung leichter und damit wahrscheinlicher. Das normative Schlusswort *Zellers*: „Ich finde es wichtig, dass es Räume gibt, in denen trotz aller Komplexität zumindest temporär ein Mit-Sich-Eins-Sein, Zufriedenheit erlebt wird. Wo das dann jeweils ist, ob beim Meditieren, beim Sport, in der Kunst, in der Arbeit, auf dem Sofa oder eben auch auf einer Alpe bzw. Alm, ist zweitrangig.“

Diskussion

Pevetz: Können Sie die Unterschiede zwischen den von Ihnen untersuchten Almwesen im Allgäu, d.h. im alemannisch-schweizerischen und bajuwarischen Bereich in Oberbayern aufzeigen? Historisch und soziologisch gesehen hat das Almwesen im alemannischen Bereich ja einen ganz anderen Stellenwert als im bajuwarischen.

Zeller: Grundsätzlich ergeben sich bereits aus handfesten Dingen wie den Besitzstrukturen Unterschiede. Das hat eine lange Geschichte. Im Allgäu sind die Alpen größer und zumeist entweder in Privatbesitz oder in Besitz von Genossenschaften, das Vieh stammt in der Regel aus verschiedenen Betrieben. In Oberbayern gehört eine Alm meistens zu einem Bauernhof, d.h. die Almen sind viel kleiner und vorwiegend mit eigenem Vieh bestoßen. Dort sind die Herden insgesamt kleiner, z.B. 20-30 Stück Jungvieh und 2-3 Milchkühe für die eigene Versorgung, sollte ständiges Personal auf der Alm sein. Im Allgäu sprechen wir von Herdengrößen großer Jungviehalpen von bis zu 250 Stück, von Milch verarbeitenden und von Gästen bewirtenden Alpen. Dafür braucht es mehr Arbeitskräfte, z.B. Familien oder mehrere Klein-/Zweit-/HirtInnen bzw. Zu-/SennerInnen. In Oberbayern bewirtschaften eher Einzelpersonen eine Alm oder sie wird vom Hof aus mitversorgt.

Pevetz: Anhand Ihrer Personalstatistik haben Sie gezeigt, dass in Oberbayern das weibliche Almpersonal deutlich überwiegt im Gegensatz zum alemannischen Bereich. Wie kommt das?

Zeller: Das habe ich mich auch gefragt und stieß auf verschiedene Antworten: Erstens lohnt sich im Oberbayerischen die Milchwirtschaft durch die eben erwähnten kleineren Bewirtschaftungsformen nicht so. Zweitens sei es historisch so gewesen, dass im Allgäu schon lange Milchwirtschaft im großen Stil und mit großen Käseläuben betrieben wurde, die Frauen nicht so gut heben könnten. Allerdings könnte man ja auch einfach kleinere Käse machen, was nur etwas mehr, aber dafür leichtere Arbeit wäre. Aber, drittens, galt die Milchverarbeitung lange als 'weiblich' konnotierte Arbeit und wurde erst ab da von den Männern buchstäblich in die Hand genommen, als die Milchwirtschaft groß und ökonomisch bedeutsam wurde. Aufwertung einst 'weiblich' besetzter Berufe im Zuge ihrer Professionalisierung und 'Vermännlichung' ist ja in vielen Bereichen zu beobachten, z.B. auch bei KrankenpflegerInnen, oder als Abwertung einst 'männlich' assoziierter Berufe durch 'Verweiblichung', wie z.B. LehrerInnen. Viertens ist zu erwähnen, daß Frauen für die gleiche Arbeit schon immer weniger Geld gezahlt wurde und sie daher billigere Arbeitskräfte waren. Und fünftens wurde mir auch sehr nett erklärt, die Landschaft der oberbayerischen Alpen sei lieblicher und ziehe daher eher Frauen an... Übrigens steigen die BewerberInnenzahlen für Alpstellen rasant an, darunter sind sehr viele Frauen und viele Leute ohne Vorkenntnisse und mit geringen bis fehlenden Gehaltsforderungen.

Pevetz: Diese Rationalisierung mit der Größe und dem Gewicht des Käselais hat natürlich viel tiefere kulturelle Gründe. Die Besiedlung der Alpen erfolgte im alemannischen Bereich, d.h. in der Schweiz,

Vorarlberg und dem Allgäu, über die Alm. Dadurch wurde die Almwirtschaft grundlegend. Eigentlich galt dies für das gesamte Gebiet der Westalpen außer den Ostalpen.

Zeller: Im Alemannischen soll die Besiedelung der Alpen von oben nach unten erfolgt sein.

Pevetz: Ja, das stimmt. Die Walserwanderung reichte bis nach Vorarlberg und vielleicht bis in das Allgäu hinaus. Die Alpen wurden zunächst oberhalb der Waldgrenze besiedelt. Die Stallarbeit und die Milchwirtschaft waren in Westösterreich daher ursprünglich Männersache. In den Regionen östlich und südöstlich davon, wie z.B. in Kärnten, war dies Frauensache. In Ostösterreich hatte die Viehwirtschaft nur einen begrenzten Stellenwert. Es dominierte der Ackerbau, Viehwirtschaft war nur eine Ergänzung. Im Westen hatte die Viehwirtschaft einen großen Stellenwert, während der Ackerbau nur eine Ergänzung war. Frauen waren also nur dort für das Vieh zuständig, wo es keine ökonomische Schlüsselposition darstellte.

Groier: Ich möchte eine kleine Bemerkung zur sozialen Integration von Sennern und Arbeitskräften auf der Alm anbringen. Während meines Studiums arbeitete ich selber drei Monate auf einer Alm, um dort einen Zufütterungsversuch zu machen. Ich stellte es mir sehr einfach vor, zu den Daten zu kommen, wurde aber ständig geschnitten und total ignoriert. Erst als ich selber von vier oder fünf Uhr in der Früh bis in den Abend mitgearbeitet habe, wurde ich akzeptiert. Dies unterstützt Ihre These. In Hinblick auf Wohnort und Arbeitsplatz gibt es in Österreich einen Trend, die Alm vom Heimbetrieb aus zu bewirtschaften. Dadurch ist das Zusammenfallen von Wohnort und Arbeitsplatz nicht mehr in diesem Ausmaß gegeben.

Zeller: Auch ich glaube, dass insgesamt der Trend in Richtung erschlossene Almen geht. Wenn ein Fahrweg hinführt, bekommt man vermutlich eher qualifizierteres Personal oder kann die Alm vom Hof aus mit bewirtschaften.

Oedl: Sie sagten, dass es auch eine individuelle Entscheidung ist, auf die Alm zu gehen. Sie beschrieben, dass im Allgäu v.a. Familien auf die Alm gehen. Da stellt sich die Frage, ob dieses selbst gewählte Dasein auf der Alm nicht auch mit betrieblichen Zwängen zu tun hat, d.h. dass dies eigentlich ein Bestandteil des natürlichen Bewirtschaftungszyklus' während des Jahres ist. Da stellt sich schon auch die Frage, inwieweit dies nun zum normalen Arbeitsleben gehört und wo das Besondere liegt. Eine weitere Frage betrifft die von Ihnen erwähnten acht Angestellten. Almwirtschaft ist eine saisonale Arbeit. Waren das Leute, die das regelmäßig über das ganze Jahr hinweg machen, oder waren da auch welche dabei, die ein Sabbatical einlegen? Wie erwirtschaften diese Angestellten über den Rest des Jahres ihr Einkommen?

Zeller: Zunächst zu Ihrer zweiten Frage: Eine der angestellten Saisonkräften sagte: „Wenn Leute zu mir sagen, 'ach, das würde ich auch einmal so gerne machen', dann sage ich, 'ja dann mach es doch!' Denn ich stehe jeden Herbst immer wieder vor dem wirtschaftlichen Aus und muss gucken, wo ich bleibe.“ Das sagte eine Akademikerin, die etwa seit fünf Sommern auf der Alm ist. Im Winter sucht sie sich stets etwas in ihrem studierten Beruf oder landwirtschaftlichen Dienstleistungen. Sie muss aber immer schauen, wie sie zu Rande kommt, und hat das Glück, bei ihren Eltern ihr Zeug unterstellen zu können. In Oberbayern bekommt man in der Regel nicht mehr als 400 Euro im Monat für die Arbeit auf der Alm. Das ist eigentlich nichts, v.a. wenn man es auf die Arbeitszeit herunterrechnet. Daher ist die soziale Lage oft prekär. Eine weitere Akademikerin, seit circa zwanzig Jahren auf der Alm, hat ihre Lebenshaltungskosten im Tal stark reduziert. Sie hat einen Partner, der sie unterstützt, zudem macht sie alle möglichen Projekte. Viele wissen von Jahr zu Jahr nicht, ob es nochmal klappt mit der Alp. Eine Befragte war selbst drei oder vier Sommer auf der Alm, entschied sich dann aufgrund einer guten Arbeitsstelle gegen weitere. Sie beschrieb mir eindringlich ihre Alm-Sehnsucht. Das Problem sehen auch die Alp-/Almwirtschaftlichen Vereine: Viele fähige Leute können es nicht oder nicht mehr machen, weil die ArbeitgeberInnen nicht oder nicht mehr mitspielen. Im Allgäu scheint es mir noch leichter, durch z.B. Beschäftigung im Wintersportbetrieb oder Wintertourismus.

Nun zu Ihrer ersten Frage: Es gibt Familien, die im Sommer mit Sack und Pack vom Talbetrieb auf die Alpe umziehen. In deren Betrieben ist es schon lange so gemacht worden, aber ich denke, dass ihr Fortbestand nicht gefährdet wäre und sich andere Alternativen fänden, würden sie es nicht mehr tun wollen oder können. Im Falle von Kindern ist es natürlich weniger freiwillig, allerdings sagten mir alle, die dies schon im Kindesalter erlebt haben, dass sie es meist toll fanden. Viele bleiben auch als Erwachsene 'im Berg' und wollen das wiederum an ihre Kinder weitergeben. Natürlich kann ich nicht beurteilen, ob sie es sich 'schön reden' oder bei Zuwiderhandeln Familiennormen widersprechen. Eine Befragte kam durch Heirat auf eine Alm und berichtete von Schwierigkeiten mit der Schwiegerfamilie, war aber zur Alpe und zur Arbeit selbst positiv eingestellt.

Moser: Ich bin selber Äpler. Die Komplexität der Alparbeit ist eigentlich das restliche Jahr über, wenn man versuchen muss, den saisonalen Charakter der Tätigkeit mit dem restlichen Jahr, das eigentlich mit acht Monaten viel länger dauert, zu vereinbaren. Dabei geht es nicht nur um die Arbeit, sondern auch um den gesundheitlichen Aspekt. Was ist, wenn mir z.B. im Frühjahr etwas passiert und ich nicht mehr fähig bin, auf die Alm zu gehen? Das beeinträchtigt dann auch meine finanzielle Planung. Zu den *EntschlussälplerInnen*, die aus einem anderen Grund als von ihrer Familie oder sozialen Situation her auf die Alpe gehen: solche *ErfahrungsälplerInnen* verkomplizieren das noch einmal, indem sie den Stellenmarkt komplett überrennen. Der Bauer steht jetzt vor der Situation, dass er jemanden anstellen kann, dem er mehr zahlen muss, weil jemand, der das immer macht, auf ein entsprechendes Gehalt angewiesen ist. Oder er stellt Leute an, die weniger kosten und das nur machen, weil sie die Erfahrung machen wollen. Das ist die Schwierigkeit bei der Arbeit.

Zeller: Alle, die ich befragt habe, machen das mehrere Sommer. Der Trend geht aber dahin, dass die ArbeitgeberInnen es zunehmend erschweren, was z.B. dazu führt, dass Alpstellen geteilt werden und eine Person nur sechs Wochen dort ist, ihren Jahresurlaub dafür verwendet. Mehr gehe einfach nicht, die Zeit wird auf sechs Wochen verkürzt. Vielleicht spielen da auch nicht nur die Hürden der ArbeitgeberInnen eine Rolle, sondern auch der moderne Glaube daran, das Gleiche in kürzerer Zeit haben zu können oder nur probieren zu wollen. Nur als spontane These dazu. Viele machen es, um einmal das Erlebnis zu haben, sind aber ungelernt. Die Almbesitzer wollen jemanden, auf den sie sich verlassen können, aber auch Quereinsteiger können verlässlich sein und es gibt einfach zu wenige erfahrene Arbeitskräfte.

Kolland: Ihre Darstellung hat etwas Idealisierendes. Ich habe irgendwie zu wenige Problemlagen gesehen. Wo sind die sozialen Probleme? Gibt es die überhaupt? Dies kam mir etwas zu wenig in der Darstellung heraus. Hat das etwas mit den Interviews, mit dem Zugang zu den Menschen zu tun? Hat es eine positive Selektion gegeben, denn Sie haben nicht die befragt, die schon abgewandert, sondern die, die noch dort sind. Weiters verstehe ich nicht, dass man *Durkheim* für *Grounded Theory* Ansätze verwenden kann. *Durkheim* ist ja ein Strukturalist. Der theoretische Zugang für diese Fragestellung und wie das auf der Handlungsebene zu vereinbaren ist, hat mich etwas überrascht. Es würde mich interessieren, wie Sie da aus den Interviews selbst damit umgehen. Wie sich eine segmentäre Gesellschaft auf der individuellen Ebene rekonstruieren lässt, ist theoretisch gesehen eine Herausforderung.

Zeller: Der Selbstselektion bin ich mir bewusst. Über die Vereine wurden mir natürlich nur Personen vermittelt, die von diesen als dafür tauglich angesehen werden. Ich habe bei den Vereinen mehrfach nachgehakt, ob sie jemanden kennen oder von jemandem gehört haben, der es auf der Alm nicht so toll fand. Die Antwort lautete: „Nein, kennen wir nicht!“. Von Almzeit-Abbrüchen hätten sie nur gehört, wenn es zwischen Alppersonal und Bauersleuten nicht geklappt hätte, was ja auch schon eine Aussage ist. Dies findet man auch in der Literatur in der Schweiz, die viel mehr wissenschaftliche Reflexion zum Thema bietet. Dass das Menschliche z.B. entweder innerhalb des Alpteams oder in der Beziehung zu Bauern/Bäuerinnen oder AlpmeisterInnen nicht passt, hat oft 'kulturelle' Gründe. Zum Beispiel dass die eine Seite über zu wenig Kommunikation klagt und sich ins Messer laufen sieht und die andere hingegen

nicht hinein quatschen will. Ich habe niemanden gefunden, bei dem/der es nicht gut gelaufen ist. Nicht weil es sie nicht gibt, das glaube ich auch nicht, aber ich habe einfach niemanden bekommen. Aber auch in meinen Interviews wurde bspw. klar, dass sich die Leute auch auf die Nerven gehen. Auf meine Frage, was denn an der Alm nicht so schön sei, gab es z.B. in Familien oft die Antwort „Schlechtes Wetter! Da kann man nicht raus und geht sich gegenseitig auf den Zeiger!“ Wenn alle in einem Raum sind, es nichts anderes gibt und du zusammenarbeiten musst, dann kracht es oft ganz gewaltig. So etwas wie stillschweigende Toleranz ist da schwierig. Zudem klangen in manchen Interviews für meine Begriffe problematische Abgrenzungsmechanismen an, wie „die Einheimischen gegen die Anderen“, eine lokalpatriotische Haltung. Eine Jugendliche z.B. erzählte mir im Prinzip, sie unterscheide in der Schule anhand des Dialekts zwischen 'Freund und Feind'.

Und dann noch zu Ihrer Frage, wie sich *Durkheim* und *Luhmann* mit *Grounded Theory* in Verbindung bringen ließen. *Grounded Theory* ist für mich vor allem eine Methode. Sie hat zwar einen tiefen theoretischen oder methodologischen Hintergrund, wie die meisten Methoden, aber ich verwende sie klar als Werkzeug und sie wird nicht etwa selbst auch zum Gegenstand. Unter dem Punkt Methodik habe ich ja ausgewiesen, inwiefern ich ihr folge und inwiefern nicht. Durkheim wurde verwendet, um die strukturellen Gegebenheiten auf einer Alpe in den Blick zu bekommen und mit den Dimensionen *Luhmanns* wurde das Interviewmaterial gedeutet. Ihre Kritik gibt mir allerdings wichtige Hinweise für Fragezeichen auch in meinem Kopf. Aufgrund des 'work in progress'-Charakters der hier vorgestellten Arbeit kann ich derzeit noch keine voll belastbaren Ergebnisse präsentieren, gerade die Korrespondenz von Theorie und Empirie lässt freilich noch zu wünschen übrig. Das wird in den nächsten Monaten hoffentlich anders.

Abschließend wurde über die *Wiederwahl der Funktion des/der Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft für ländliche Sozialforschung* diskutiert. Gemeinsam mit der Einladung wurde die Aufforderung mitgeschickt, bis spätestens zwei Wochen vor der 72. Sitzung KandidatInnen für diese Aufgabe namhaft zu machen. Da jedoch keine Vorschläge für die Wahl eintrafen, erklärt sich *Prof. Dr. Georg Wieser* bereit, diese Agenden bis auf weiteres weiterhin zu betreuen. Die Anwesenden kamen überein, die Funktion des Vorsitzenden bis zumindest zur nächsten Sitzung zu bestätigen, gleichzeitig aber einen Suchprozess für geeignete Alternativen einzuleiten.

Die **nächste Sitzung** der **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Freitag, 16.3.2012 10.00 Uhr s.t.** an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen statt, 1030 Wien, Marxergasse 2/Mezzanin. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

T. Fischer (Institut für Raumplanung und Ländliche Neuordnung, BOKU Wien): Wiener Kleingärten im Spiegel des Zeitgeistes

Mag. Dr. Tatjana Fischer studierte Geographie an der Universität Wien sowie Technischen Umweltschutz an der Technischen Universität Wien und an der Universität für Bodenkultur Wien. 2006 Promotion zur Doktorin der Bodenkultur. Sie ist Senior Scientist am Institut für Raumplanung und Ländliche Neuordnung der Universität für Bodenkultur Wien. Ihre Forschungsaktivitäten konzentrieren sich auf die Lebensqualitäts- und Versorgungsforschung sowie die Analyse der räumlichen Entwicklung ländlicher und städtischer Räume in Österreich vor dem Hintergrund des demographischen Wandels und der Energiewende.

M. Schmitt (Institut für Gebirgsforschung: Mensch & Umwelt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Innsbruck): Soziales und kulturelles Kapital paralandwirtschaftlicher Aktivitäten am Beispiel von Schule am Bauernhof

Dr.phil.Dipl.Ing.agr. Mathilde Schmitt studierte Agrar- und Sozialwissenschaften an den Universitäten TU München-Weihenstephan, Essen und Dortmund; 1996 Promotion in Soziologie an der Universität Essen. Sie arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Essen und Göttingen, als

Gastprofessorin an der HU Berlin, den Universitäten Göttingen und Innsbruck und als Forschungsstipendiatin beim DFG-Graduiertenkolleg Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel, Universität Dortmund (D) und am Five College Women Studies Research Center in Mount Holyoke (USA). Seit 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gebirgsforschung: Mensch & Umwelt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Innsbruck. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Rurale Frauen- und Geschlechterforschung, Agrar-, Ernährungs-, Umweltsoziologie, Methoden der empirischen Sozialforschung.

Literaturhinweise

- Bätzing, Werner (2005): Die Alpen: Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft. 3. Auflage, C.H. Beck, München
- Bayerische Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (STmELF 2010): Alm- und Alpwirtschaft in Bayern, München
- Durkheim, Émile (1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Gehmacher, Ernst; Palt, Claudia J. (2004): Sozialkapital im ländlichen Raum. Studie in ausgewählten Landgemeinden. BOaS, Wien, 160 pp.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1999): The Discovery of Grounded Theory – Strategies for Qualitative Research. Aldine de Gruyter, New York
- Hanifan, Lyda J. (1916): The rural school community center, *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 67: 130-138.
- Hösli, Giorgio (2005): Neues Handbuch Alp. Handfestes für Alpleute, Erstaunliches für Zaungäste, alpverlag, Mollis
- Köstlin, Konrad (2003): Die Kultur des Steilhanges und das harte Brot der Freiheit. Das Leben der Bergbauern Südtirols. In: *Der Schlern - Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde* 77. (11/12), S. 12–21
- Lewin, Kurt (1946): Action Research and Minority Problems. *J Soc. Issues* 2(4): 34-46
- Luhmann, Niklas (1991): Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie. Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (2002): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. 4. Auflage, UTB für Wissenschaft, Stuttgart
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community. Simon & Schuster, New York
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Suhrkamp, Frankfurt am Main, zugleich Habil.-Schrift, Universität Jena 2004.
- Rousseau, Jean-Jacques (1993): Diskurs über die Ungleichheit. UTB, Paderborn/München/Wien/Zürich